

Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann, 3. Juni 2004

Herr Präsident, Hohe Synode!

Vor fünf Jahren habe ich - wie Sie gestern erwähnten – am Tag des ersten Wahlgangs ja auch meinen Geburtstag auf der Synode gefeiert. Dieses Mal ist mir wesentlich wohler dabei! Gleich vorab will ich Sie informieren, dass ich in den kommenden zwei Tagen immer einmal abwesend sein werde und Sie das bitte nicht als Missachtung verstehen. Heute Abend trifft sich der Rat der EKD mit dem Präsidium der Konferenz Europäischer Kirchen, in deren Zentralkomitee der Rat mich kürzlich entsandt hat, und ab Morgen früh tagt der Rat parallel zur Synode bis Samstag Mittag, so dass ich versuchen werde, angemessen zu „hoppen“...

1. Vielfältiges

In den vergangenen fünf Jahren habe ich erleben können, wie vielfältig ein bischöfliches Amt ist. Wes das Herz voll ist, der geht der Mund über - viel gäbe es zu berichten! Von Gesprächen aus Anlass von Gemeinde- und Kirchenkreisbesuchen, von einem Besuch in der Abschiebehaft Hannover Langenhagen, vom ökumenischen Ringen im Kontaktgesprächskreis zwischen Rat der EKD und Katholischer Bischofskonferenz, von einer Begegnung mit dem neuen Bundespräsidenten, von der Verleihung des „Goldenen Kompass“ im Zusammenhang mit dem Lutherfilm, von Erfahrungen im Dialog mit Muslimen in unserem Land, in Moskau Anfang des Jahres über die Entwicklung eines Zivildienstes dort vom Prozess zwischen VELKD und EKD, von der tollen Teilnahme von mehr als 50 Menschen in unseren T-Shirts „Evangelische Kirche laufend dabei“ beim Hannover Marathon, von der Begegnung mit dem



deutschen Pfarrfrauendienst oder der Vorbereitung des Kirchentages, von der wir soeben gehört haben. Wo soll da ein Bischofsbericht anfangen, wo aufhören?

Und: Wem sagt die Bischöfin was? Vor der Synode der Kirche der Pfalz habe ich kürzlich in Speyer einen Vortrag über „Die Zukunft des Protestantismus“ gehalten, bei einem Empfang

der Deutschen Telekom Niedersachsen einen zum Thema „*Herausforderungen an unsere Verantwortung - Multimedia, Medien und Internet*“, vor der Führungsebene der Deutschen Bank Norddeutschland in Hamburg einen über „*Mann und Frau – eine kleine Problemskizze Anfang des 21. Jahrhunderts*“ und vergangenen Freitag vor dem wirtschaftspolitischen Kongress der Grünen in Erfurt über „*Wirtschaft mit allen – Für eine Ökonomie zum Leben*“. Das alles kann ich hier nicht ausführlich darstellen, wie es vielleicht von diesem Bericht zu erwarten wäre – sonst würde auch die Debatte zu lang im Sinne von Punkt 33b/Aktenstück 3F-, aber Sie können es, wenn Sie Interesse haben, meist taufersch im Internet nachlesen.

Mir ist immer wieder sehr bewusst, dass all die Themen, die sich unserer Kirche und Gesellschaft als Herausforderung stellen, von mir allein wahrhaftig nicht bearbeitet werden können und ich als Bischöfin zwar manches Mal vorne an zu stehen habe, die Bewältigung der Herausforderungen und auch der ganz schlicht zu leistenden Arbeit aber nicht sozusagen „solo“ leisten kann. So bin ich ungeheuer dankbar, dass andere das mit mir und für mich tun. Ich denke etwa an viele im Kolleg, die in ihrem Fachbereich inhaltliche Verantwortung übernehmen, an die Leitungen unserer beiden Predigerseminare, etwa mit Blick auf die notwendige Reform von Theologiestudium und Vikariat, an die RAST, an die Organisierenden für den Hannover-Marathon, an viele, viele andere, die jetzt nicht genannt werden können, die dafür sorgen, dass die notwendigen Reformprozesse in Gang kommen oder bleiben und die Herausforderungen des Alltags bewältigt werden. Allen, ob institutionell wie Bischofsrat, Kolleg, Synode und Senat oder als Person vor Ort, ob Leitende von Einrichtungen oder Ephorenkonvent, ob Ehrenamtliche in leitender Funktion oder in den Gemeinden vor Ort möchte ich danken für ihr Engagement. Kirchenleitung ist in der hannoverschen Landeskirche kein einsames bischöfliches Amt, sondern ein diskursiver Prozess – das ist mir wichtig, gerade mit Blick auf die Herausforderungen, denen wir uns stellen müssen.

Eine Beobachtung möchte ich Ihnen weitergeben, die mir interessant scheint: In Begegnungen in jüngster Zeit kommt die Frage nach Tugend und Laster, wie lebe ich persönlich verantwortlich meinen Alltag, neu auf die Tagesordnung. Individualethik ist wieder Gesprächsthema in unserem Land. So plant etwa das ZDF eine Sendereihe unter dem Titel „Tugend und Laster“. Die Frage von „Manieren“ ist durch das Buch von Asfa-Mossen Asserate so prominent geworden, dass sich die ganze Begegnungstagung der EKD Ende Januar damit befasste und nun ist sogar vorgestern ein Buch unter dem Titel „Die Manieren und der Protestantismus. Annäherungen an ein weitgehend vergessenes Thema“ erschienen! Das Jugendmagazin der HAZ diskutierte vorgestern „Höflichkeit und Tischmanieren“, Etikettierkurse werden in der Tagespresse angeboten, im Fernsehen gibt es eine „Große Benimm-Show“! Im Thaliatheater in Hamburg etwa war ich kürzlich eingeladen zu einem Gespräch

über „Maß und Moral“. Als ich dort u.a. den Begriff der Habgier bzw. des Geizes als Teil des christlichen Lasterkataloges dargelegt habe, waren einige ganz erstaunt. „Geiz ist geil“ – das ist exakt, was die Bibel als Laster verurteilt, stattdessen heißt es: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“. Anschließend kam eine Frau zu mir und sagte: „Wenn Sie die Bibel so aufgreifen, dann bedeutet das mir etwas, dann hat das ja tatsächlich etwas mit heute zu tun!“ Dieser Satz ist mir lange nachgegangen. Erklären wir als Christinnen und Christen zu wenig, dass das, was die Bibel vorgibt, nicht nur nach dem „Muff unter den Talaren“ riecht (ich weiß, dass die Universitätstalare gemeint waren), sondern direkte Relevanz für die Lebenshaltung heute hat? Und wie können wir die Werte der Bibel, die guten Regeln für ein Zusammenleben stärker vermitteln?

Ich denke, als Christinnen und Christen, ja als Protestantinnen und Protestanten sind wir geradezu gefordert, für einen Erhalt von Individualethik und Tugend und zugleich für den Erhalt von Kultur und Würde einzutreten in einer Zeit, die manches Mal unter Kulturverlust und Entwürdigung leidet. Lassen Sie mich das in zwei Aspekten aufgreifen und anschließend einen Blick auf die anstehenden Reformen bei uns werfen.

2. Trauerkultur

2.1 Sterben in unserem Land

Schon in den Bischofsberichten vom Mai 2001 und vom Juni 2002 bin ich auf dieses Thema Sterben mit je eigenen Schwerpunktsetzungen, die ich heute nicht wiederholen will, eingegangen. Die Debatte ist weiterhin hoch aktuell, und ich bin überzeugt, wir müssen hier frühzeitig und zugleich mit langem Atem in der Diskussion bleiben. 841.686 Menschen sind 2002 in unserem Lande gestorben. Das ist ein relevantes Thema und doch wohl insbesondere für Christinnen und Christen!

So möchte ich mit Ihnen Entwicklungen und Veröffentlichungen der letzten Monate bedenken. Da sind zuerst die neuen Initiativen zur Legalisierung der aktiven Sterbehilfe auf europäischer Ebene und auch in Deutschland. So wurde der Bericht des Schweizer Liberalen Dick Marty am 27. April in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates diskutiert, der dazu aufruft, aktive Sterbehilfe unter bestimmten Bedingungen freizustellen, wie es in Belgien und Holland bereits möglich ist. Ein entsprechender Antrag wurde (in der Karwoche!) für den Bundestag angekündigt. Unter der Federführung des SPD-Abgeordneten Rolf Stöckel planen einige Abgeordnete von SPD, Grünen und FDP eine fraktionsübergreifende Initiative mit Blick auf Gesetzesänderungen bezüglich der Sterbehilfe. Sogar in der Juniausgabe

der Zeitschrift von Bündnis 90/Die GRÜNEN wird das Thema prominent von Christa Nickels aufgegriffen.¹

Ich denke, zum einen sollten wir uns intensiv gegen eine Legalisierung aktiver Sterbehilfe stellen. Dabei finden wir unter anderem in der Bundesärztekammer Verbündete. Ärztekammerpräsident Hoppe hat kürzlich die weiterentwickelten Grundsätze des Ethikausschusses der Ärztekammer präsentiert, die ermutigend sind.² Zum anderen sollten wir aber dreierlei tun: die Motive für das Anliegen ernst nehmen, Alternativen stark machen und schließlich fragen, wie wir die Auferstehungszuversicht überzeugend darstellen. Zunächst halte ich es für wichtig, aktive Sterbehilfe nicht in Bausch und Bogen zu verurteilen. Wer Sterbende begleitet hat, weiß, dass es oft einen Punkt gibt, an dem sich viele fragen: warum darf dieser Mensch denn jetzt nicht endlich in Würde gehen? Warum diese elende Qual, dieser entsetzlich langsame Tod? Doch, diese Fragen müssen wir ernst nehmen! Wenn Wolfgang Gerhardt (FDP) jüngst forderte, den frei artikulierten Wunsch unheilbar Kranker nach würdevollem Sterben zu akzeptieren, dann können wir nicht einfach ein NEIN dagegenstellen. Aber wir sollten fragen, wer über die Freiheit des Wunsches richtet. Ist es nicht oft die Angst, anderen zur Last zu fallen, die Angst vor Schmerzen, die Angst vor dem Sterben als Prozess? Oder mangelt es an liebevoller Begleitung, an palliativer Hilfestellung?

Die Angst vor dem Tod in Abhängigkeit von Maschinen ist nun gerade entstanden unter den Bedingungen des so genannten Fortschrittes. All die Lebensverlängerung, die technisch geleistet wird, sie verunsichert Menschen. Deshalb gilt es meines Erachtens, die passive Sterbehilfe zu stärken – auch, indem wir mit Betroffenen, Angehörigen und Pflegepersonal darüber sprechen - Patientenverfügungen Anerkennung zu verschaffen, Ärztinnen und Ärzte zu ermutigen zum Sterben-Lassen, das sie oft sehr einsam entscheiden müssen. Deshalb finde ich gut, dass in diesem Monat noch die im Justizministerium angesiedelte Arbeitsgruppe „Patientenautonomie am Lebensende“ Vorschläge unterbreiten will, wie Rechtssicherheit für die Patientenverfügung geschaffen werden kann. Die EKD hat eine Vertreterin in diese Arbeitsgruppe entsandt.

Vor allem wird es wichtig sein, die Palliativmedizin zu fördern, wie wir das im Friederikenstift jetzt exemplarisch tun und in einer kleinen Andacht demnächst feiern werden. Ulrike Millhahn hat kürzlich in einem bewegenden Bericht in epd³ gezeigt, dass immer noch mehr als zwei Drittel der knapp 210.000 Menschen, die in Deutschland jedes Jahr an Krebs ster-

¹ Christa Nickels, Das Kreuz mit dem Sterben, in: profil: grün 06/04, S. 14f.

² Vgl. Ärzte strikt gegen Sterbehilfe – Ärztekammer überarbeitet Grundsätze für Medizin am Lebensende, epd ZA Nr. 87 vom 5. Mai 2004.

³ Ulrike Millhahn, „Wir sind nicht alleine“ – Palliativdienste stehen Todkranken rund um die Uhr zur Seite und lindern ihre Schmerzen, in: epd ZA Nr. 78 vom 22. April 2004.

ben, in der letzten Lebensphase schlimme Schmerzen ertragen müssen und es bisher nur rund 1000 Schmerzmediziner bei uns gibt. Da ist Deutschland wahrhaftig Entwicklungsland, und wir als Kirche sollten uns energisch für den Palliativdienst einsetzen. Gleichermaßen gilt es, den Hospizdienst weiterhin sowohl ambulant wie auch stationär auszubauen. Und drittens sollten wir aufmerksam verfolgen, wie es um die Diskussion mit Blick auf die Würde von Wachkoma-Patienten steht. Auch ihre Würde zu achten, Angriffe auf ihr Lebensrecht abzuwehren, das wird eine Aufgabe engagierter Christinnen und Christen sein.⁴

Wahrscheinlich am wichtigsten aber ist, dass wir über das Sterben sprechen, das unsere Gesellschaft so beschäftigt und das sie gleichzeitig so sehr verdrängt. Werner Thiede schreibt: „Der Tod wird im Kontext der säkularen Neuzeit zunehmend tabuisiert und im Kontext von Esoterik und New Age zunehmend bagatellisiert. ... Christliche Auferstehungshoffnung vermag demgegenüber den Ernst des Todes zu akzeptieren, weil sie an dessen universale Überwindung glaubt. ...Sie legt vielmehr Wert auf das vollendende Handeln des Schöpfers, der das All gewissermaßen auf eine neue Formel stellen wird. Wo diese Hoffnung abhanden kommt, hinterlässt sie jenes Defizit, das kleinere, postreligiöse Hoffnungen nicht auszugleichen im Stande sind.“⁵

Ich bin überzeugt, glaubwürdige christliche Rede über Tod und Sterben wird auch dazu beitragen, aktive Sterbehilfe zu verhindern, ohne die Kranken und Sterbenden und ihre Wünsche zu missachten. Bei seiner Rede auf dem Ärztetag in Bremen am 18. Mai hat Bundespräsident Rau erklärt: „Wir wollen nicht in einer Gesellschaft leben, die den Menschen den Tod nahe legt, wenn sie mit dem Leben nicht mehr zurechtkommen“.⁶ Wie gehen wir aber mit der Frage der Gesundheit um? Ist Gesundheit ein so hohes Gut geworden ist, dass bei allen Wünschen, etwa zum Geburtstag, Gesundheit ganz oben an steht? Führt Krankheit dann dazu, dass das Leben nicht mehr lebenswert ist? Auf der Vollversammlung des Lutherschen Weltbundes in Winnipeg vergangenes Jahr⁷ haben wir intensiv darüber diskutiert. Bundespräsident Rau hat in Bremen erklärt, Gesundheit sei ein hohes Gut, aber keine Ware. Doch ist das den Menschen noch bewusst?

Mir ist wichtig, dass wir immer wieder darauf hinweisen, dass es keine Garantie auf ein Leben ohne Leiden, ja dass Leiden Teil des Lebens ist. Wer das ignoriert, missachtet

⁴ Vgl. Michael Grau, Leben an der Grenze zum Tod – Wachkoma-Patienten liegen oft jahrelang in tiefer Bewusstlosigkeit, epd ZA Nr. 75, 19. April 2004.

⁵ Werner Thiede, Nun haben wir so lang getanzt. Todesverdrängung und Todesspiritualisierung gegen christliche Auferstehungshoffnung, in: Zeitzeichen 05/2004, S. 14ff.

⁶ Rau warnt vor Recht auf Sterbehilfe, FAZ 18.05.04.

⁷ Vgl. Margot Käßmann, Zur Heilung der Welt. in: Kerygma und Dogma 01/2004, S. 2ff; Dies., For the Healing of the World, in: Ecumenical Review, Vol, 56, No. 1/January 2004, S. 20ff.

auch die Menschen, die leiden und verrennt sich in einer Art Gesundheitsdogma, das dann wohl wieder Krankheit als Strafe versteht –mit diesem Irrtum hat ja schon Hiob gerungen. Der Humanmediziner und Theologe Manfred Lütz hat in einem Beitrag für Deutschlandradio Berlin⁸ darüber reflektiert, wie Gesundheit zur neuen Religion geworden ist. Er schreibt: „Unmerklich ist in letzter Zeit die Lebenszeit des Menschen drastisch zusammengeschmolzen. Während der mittelalterliche Mensch seine diesseitige Lebenszeit plus ewiges Leben vor sich hatte, sind die Altreligionen in den westlichen Gesellschaften zunehmend abhanden gekommen. Dem heutigen Menschen bleibt nur noch unendlich weniger Lebenszeit übrig: sein begrenztes Leben auf dieser Welt.“ Diesen Verlust an Auferstehungsglauben bringt er mit dem Gesundheitswahn in unmittelbare Verbindung „Man muss etwas tun, um gesund zu bleiben, zu werden, wieder zu werden. Und die Inbrunst, mit der man sich darum bemüht, sich dafür aufopfert und andere dazu animiert, erinnert an Religion“...

Wir sind daher gefordert, von unserer Auferstehungshoffnung zu reden in einer verständlichen, konkreten Sprache, zu der uns das Pfingstfest vergangenen Sonntag geradezu aufgefordert hat. Wie schrieb Dorothee Sölle in ihrem letzten, ja unvollendeten Buch: „Das Einswerden mit Gott tilgt die Angst vor dem Tod. Der Mensch, der sich auf Gott bezieht, ist sich selbst entzogen, auch sich selbst als einem Sterbenden kann er entkommen... Ein an Leukämie sterbendes Kind sagte zu seinen Eltern: ‚Ihr könnt noch nicht mit, ich geh schon vor.‘ Es war sich selbst gnädig entzogen. Das ist der Weg, vom *terror mortis* freizukommen.“⁹ Oder wie Luther gesagt hätte: das ist der Weg zur *ars moriendi*, zur Kunst des Sterbens.

Wir sollten in der Seelsorge intensiv Sterbende und Trauernde begleiten. Viele Pastorinnen und Pastoren meiner Generation haben in der Ausbildung noch Phasenmodelle der Trauer gelernt. Hier müssen wir umdenken, wie ein interessantes Buch von Kerstin Lammer¹⁰ letztes Jahr dargelegt hat. Sie orientiert sich nicht an Modellen, wie ich Sie noch im Studium kennen gelernt habe, die einzelne Trauerphasen sozusagen fein säuberlich voneinander abtrennen, sondern legt überzeugend dar, dass Trauerbegleitung spätestens Endes am Sterbebett beginnt. In vielen Praxisbeispielen legt Kerstin Lammer dar, dass die Segmentierung der professionellen Zuständigkeit und der Mythos von der Schockphase, in der Trauerarbeit noch gar nicht möglich ist, ein Hindernis für umfassende Trauerbegleitung sind. Nach diesen Beobachtungen beginnt kirchliche Trauerbegleitung meist viel zu spät! Lammers Vorschlag lautet: Perimortale Trauerbegleitung, also Begleitung vom Sterbeprozessen an. Viele Erfahrungen aus der Notfallseelsorge stützen übrigens ihre These. Es ist mir wichtig, dass wir uns

⁸ Gesundheitswahn, DeutschlandRadio Berlin, 24. Mai 2004.

⁹ Dorothee Sölle, *Mystik des Todes*, Stuttgart 2003, S. 21.

¹⁰ Kerstin Lammer, *Den Tod begreifen. Neue Wege in der Trauerbegleitung*, Neukirchen 2003.

in der Seelsorge insgesamt damit auseinandersetzen, denn hier wird unsere Kirche ganz existentiell und ganz konkret wahrgenommen. Für mich war vieles überraschend und einleuchtend zugleich, so dass ich die Lektüre allen, die mit Trauer und Sterben befasst sind, nur empfehlen kann – ich jedenfalls habe einiges dabei gelernt.

In diesem Zusammenhang werden wir uns auch fragen müssen, was das für unsere Kirche bedeutet, wenn wir Menschen zur Seite stehen wollen in allen Lebensphasen. Damit kommen wir zum Thema Bestattung.

2.2 Begraben werden in unserem Land

Nichtkirchliche Bestattungen boomen in Deutschland, oder wie die ZEIT schreibt: „Bisher scheiterten Sonderwünsche an der Bürokratie. Jetzt ist das Bestattungswesen im Umbruch.“¹¹ Nehmen wir das als Kirchen eigentlich wahr? Reagieren wir darauf? Andreas Fincke hat in einer Untersuchung¹² gerade belegt: „Die Bestattungskultur ist wie noch nie in Bewegung geraten – und das ist ein Indiz für weitgehende Veränderungen auf dem Markt der (kirchenfernen) Riten.“ Nach seinen Studien sind bundesweit inzwischen mehr als 500 freie Trauerredner aktiv. In Berlin ist in den letzten drei Jahren die Zahl der kirchlichen Beerdigungen von 40 auf 35% zurückgegangen, in Halle/S. liegt die Quote kirchlicher Bestattungen bei 12%. Bundesweit wurden 2001 39% der Verstorbenen evangelisch, 32% katholisch bestattet.

Besonders besorgniserregend muss für uns sein, dass nur noch 88% der Mitglieder einer evangelischen Kirche evangelisch bestattet. Ich meine, diese Entwicklung sollten wir nicht einfach beobachten. Sie muss uns ein Alarmzeichen sein und zum Handeln aufrufen. Mehrere Möglichkeiten sehe ich: mehr Kontakt mit Gemeindegliedern, bessere Verbindungen zu den Bestattern und das Thema aufgreifen in Predigt und Gemeindegemeinschaft. Lassen Sie mich einige Beispiele nennen: Kürzlich rief bei uns eine Pastorin an, die erzählte, ein Mitglied ihrer Gemeinde habe das Testament geändert, weil die Bischöfin doch gesagt hätte, wir sollten uns nicht anonym bestatten lassen. Das hat mich gefreut, selten ist meine Arbeit so schnell effektiv. Aber dahinter steckt ja die Erkenntnis, dass viele alte Menschen sich nur anonym bestatten lassen wollen, um niemandem zur Last zu fallen. Das gilt es zu thematisieren und liebevolle Hilfestellung zu geben.

¹¹ Urs Willmann, Wie man in Deutschland begraben wird, in: ZEIT 15.April 2004.

¹² Andreas Fincke, Freie Theologen, freie Redner, freie Ritendesigner, in: Materialdienst der EZW 4/2004, S. 123ff.

Und was die Bestatter betrifft erscheint mir die gemeinsame Broschüre und die Gesprächskultur in Hannover beispielsweise mit der Broschüre „Meine Zeit steht in deinen Händen“ ein gelungenes Beispiel. Schließlich: Wenn ich unterwegs bin kaufe ich oft die Tageszeitung der Region. Da gibt es bei den Traueranzeigen große Unterschiede, etwa was den Gebrauch von Bibelstellen betrifft. Jemand sagte mir: Das hängt meistens daran, welche Vorschläge es in der Anzeigenredaktion gibt. Ja, mit denen sollten wir Kontakt aufnehmen, gerade auch in Hannover übrigens!

Ich hielte es zudem für arrogant, wenn wir die Bewegungen hin zu einer individuelleren Gestaltung der Trauerfeier, der Trauer insgesamt belächelten nach dem Motto: Wir wissen es besser! Nehmen Sie sich einmal die Zeit, im Internet die Homepages von privaten Trauerakademien aufzurufen. Bei einer (www.puetz-roth.de) sehen Sie beispielsweise zuerst ein einladendes Bild in warmen Farben mit angenehmer Musik. „Trauer braucht eine Heimat“, heißt es da. Und dann können Sie sich durchblättern je nach Ihren Bedürfnissen. „Zögern Sie nicht, uns jederzeit anzurufen.“ Ja, jederzeit steht da! Also Tag und Nacht. Dabei kommt mir mit Unbehagen die Geschichte des Ehepaares in den Sinn, das regelrecht von Pontius zu Pilatus lief, um einen Pastor für eine Beerdigung zu finden an dem Tag, an dem die weit verstreute Familie zusammenkommen konnte. Über Beziehungen fanden sie schließlich einen Vikar („der seine Sache offenbar gut gemacht hat, Hut ab!). Aber brauchten wir nicht insbesondere im städtischen Bereich eine zentrale Servicenummer, unter der zumindest 16 Stunden am Tag, besser 24 Stunden, jemand erreichbar ist? (Überhaupt: ich habe immer noch die Hoffnung, wir haben eines Tages eine Nummer, unter der Menschen unsere Landeskirche zentral erreichen!)

Und unter der Überschrift „Was für die Raupe das Ende der Welt, ist für den Rest der Welt ein Schmetterling“ heißt es auf der Homepage Pütz-Roth beispielsweise: „Hinterbliebene bedürfen unserer besonderen Zuwendung und Fürsorge“. Es gibt dort einen Leitfaden für trauernde Eltern, der übrigens auch einen Hinweis auf besonders geeignete Pfarrerinnen und Pfarrer enthält. Und es gibt das ganz konkrete Angebot, individuell Bestattungsvorsorge zu Lebzeiten zu leisten, in Ruhe und Geborgenheit, ohne Zeitdruck im „Haus der menschlichen Begleitung“ Abschied von den Verstorbenen zu nehmen wie auch die persönliche Ansprache bei Trauerfeiern bis hin zur Pflege der Grabstätte.

Hohe Synode, ich weiß sehr wohl, dass in vielen Gemeinden intensive Trauerbegleitung stattfindet, dass viele Pastorinnen und Pastoren sich dafür engagieren. Aber sind wir wirklich bereit, auf individuelle Wünsche einzugehen? Oder sind wir erstarrt in unseren Riten und lassen keine Ausnahmen zu? In dem Diskussionspapier „Herausforderungen evangeli-

scher Bestattungskultur“, das die EKD im März herausgegeben hat, heißt es: „Pastorinnen und Pastoren der evangelischen Kirche sind an dieser Stelle in den nächsten Jahren unerhört gefordert, sie haben aber zugleich ungeahnte Chancen. Natürlich agieren sie auf einem stark umkämpften Markt der Angebot und Werte, aber sie haben eine außerordentlich gute Ausgangsposition. Daher wird alles darauf ankommen, dass die evangelische Bestattungspraxis zugewandt, persönlich und seelennah wird, ohne das Zeugnis des Auferstehungsglaubens zu vernachlässigen. Die Pfarrerinnen und Pfarrer müssen wachsam sein für die spezifischen Bedürfnisse der Angehörigen und trotz mancher Routine neugierig bleiben auf die individuellen Situationen...“¹³ ? Ich wünsche mir, dass wir unsere Kompetenz hier viel besser wahrnehmen und die Aufgaben professionalisieren. Ein Beispiel hierfür ist www.trauernetz.de, das die EkiR mit uns als Kooperationspartner entwickelt hat. Hier ist Offensive angesagt und zwar um der Menschen und um der Botschaft willen.

Ich bin überzeugt, hier liegen ganz besondere, auch missionarische Chancen. Eine Beerdigung, bei der ich glaubwürdig über unsere Hoffnung auf Auferstehung gesprochen habe, kann nicht nur trösten, sondern auch wahrhaftig Glaubenskraft weitergeben. Einer unserer Pastoren hat seine ganz alltäglichen Erfahrungen in einer ganz normalen Gemeinde veröffentlicht.¹⁴ Er sagt: „Man muss den Menschen Handwerkszeug gegen die Angst geben, Rituale gegen die Angst.“ Das ist wohl eine unserer vordringlichsten Aufgaben. Da geht es um die Liebe zu den Menschen. Das Wahrnehmen und Ernst-Nehmen ihrer Ängste. Und die Offenheit für Fragen. Wie stellen wir uns denn Auferstehung vor? In dem Leib, in dem wir sterben? Oder was bedeutet es, wenn Paulus schreibt: „Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich“? (1. Kor 15,42). Doch, darüber müssen wir sprechen! Wo ist der Mensch nach dem Tod? Das sind doch ganz konkrete Fragen! Und ich weiß, wie viele daran verzagen, dass im Alltag von Klinik und Pflege schlicht keine Zeit dafür ist. Wir dürfen glauben, dass Gott uns hält und trägt über unseren Tod hinaus. Das ist eine Gnade, ein Geschenk. Das ist auch eine Botschaft, die Menschen viel bedeuten kann. Seien wir offen für ihre Fragen und bereit zu antworten und auch Ängste und Zweifel zu teilen.

Dazu finde ich übrigens neben den theologischen Anregungen auch die Liste der „*Dos and Don'ts*“ hilfreich, die Kerstin Lammer in ihrem Buch¹⁵ als Impuls gibt. Ebenso geht es um praktische Hilfestellung: Was tue ich denn, wenn es so weit ist? Viele Menschen sind da sehr unsicher, es ist ja schlicht oft das „erste Mal“. Eine junge Frau, 22, sagte mir neulich, sie habe als ihre Tante starb, zum Gesangbuch gegriffen und das getan, was unter den Nummern

¹³ Herausforderungen evangelischer Bestattungskultur, EKD, März 2004, S. 5.

¹⁴ Vgl. Jürgen Loest, Die Furcht kann ihre Macht verlieren. Sterbende begleiten, Agentur des Rauhen Hauses, 2004.

¹⁵ Vgl. Lammer, aaO., S. 269.

941-950 empfohlen wird. Ihre Familie hätte das gut gefunden, aber ob auch ich sagen würde, das war in Ordnung. Ich habe ihr gesagt, dass ich das sogar großartig fände und sie war geradezu erleichtert. Danach habe mir die Stelle dann im Gesangbuch erst einmal genauer angeschaut. Ja, das ist hilfreich! Wir sollten viel mehr darüber sprechen, viel intensiver ermutigen zu so einem Abschied und auch dazu, die Sterbenden zu Hause zu lassen oder nach Hause zu holen, damit sie in Würde heimgehen können. Wir sollten ermutigen, da zu sein, wenn Menschen sterben. Ich finde, die junge Frau hat wirklich Respekt verdient, dass sie die Sache in die Hand genommen hat. Dazu sollten wir die Menschen in unseren Gemeinden ermutigen und auch darauf hinweisen, dass sie bei Lebensgefahr zur Nottaufe (EG 791) berechtigt sind. Vieles ist hier in Vergessenheit geraten und wird doch dringend gebraucht.

Die Bischofskonferenz der VELKD hat sich im März schwerpunktmäßig dem Thema „Vom christlichen Umgang mit dem Tod“ gewidmet und in einer Erklärung darauf hingewiesen, dass heute knapp 50 Prozent der Menschen ihr Leben in Krankenhäusern und schätzungsweise 25 bis 30 Prozent in Alten- und Pflegeheimen beenden. Sie hat empfohlen, „wieder vermehrt in Kirchen Trauergottesdienste in Anwesenheit des Sarges Verstorbener zu feiern“ und „individuellen Wünschen der Trauernden besser Rechnung zu tragen“¹⁶.

Zudem sollte unsere Friedhofskultur flexibler auf die Wünsche nach Individualität eingehen. Bereits im Bischofsbericht vom November 2002 habe ich darauf hingewiesen, das will ich nicht wiederholen und nur noch einmal unterstreichen: Es sollte uns primär um die Erinnerung des Namens und den öffentlich zugänglichen Ort gehen – Kriterien, die wir ja auch für die Beurteilung des Projektes „Friedwald“ an erster Stelle geltend gemacht haben. Bei meinem Kirchenkreisbesuch in Stade konnte ich mit Freude sehen, wie hier überzeugend versucht wird, flexible Lösungen zu finden. So gibt es beispielsweise ein Urnenfeld, das in den Rasen eingelassen wird, wodurch den Angehörigen die Pflege abgenommen wird. An den Feldern stehen Steintafeln, die die Namen der Verstorbenen erinnern. Mir scheint das eine würdige Form, die offenbar einen deutlichen Rückgang des Wunsches nach anonymer Bestattung zur Folge hatte – und das muss doch unsere Intention sein!

Ich bin in jedem Fall dankbar, dass eine Arbeitsgruppe zum Thema Kasualien unter der Federführung von Oberlandeskirchenrat Dr. Brandy sich der liturgischen Fragen annimmt und Oberlandeskirchenrat Schmidt gemeinsam mit anderen die landeskirchlichen Regelungen zum Friedhofsrecht überprüft, um zu sehen, wo Deregulierung möglich und notwendig ist

¹⁶ VELKD-Pressemitteilung vom 08.03.2004.

(auf die Kostenfrage bei Bestattungen habe ich bereits 2002 hingewiesen!), sowie kreative Ideen für neue Formen entwickelt werden können.

Ein besonderes Anliegen ist mir die Bestattung von Fehl- und Totgeburten und bei Abtreibungen. Wenn wir im Rahmen der Gentechnologiedebatte erklären, in jedem Embryo sei ein Mensch vollständig angelegt, dann kann es auch keine Grammzahl geben, die über die Bestattung entscheidet. Ich denke, diese Kinder und ihre Angehörigen brauchen einen öffentlichen Ort der Trauer. Erste Projekte gibt es, Planungen beispielsweise für einen Gedenkstein auf dem Stöckener Friedhof. Eine Elterngruppe engagiert sich hier für einen Ort des Erinnerens für fehlgeborene und totgeborene Kinder, die allen verwaisten Eltern dienen kann. Ich finde gut, dass sie in ihrer Broschüre „Von ihnen soll eine Spur bleiben...“ schreiben: „Auch Frauen, die sich mit einer Abtreibung auseinander setzen und darüber trauern, können sich durch den Gedenkplatz angesprochen fühlen.“ Denn wo finden sie einen Ort, der die Chance zur Trauer bietet inmitten der quälenden und oft vernichtenden Verurteilungen sowie dem eigenen Schuldbewusstsein? Da wünsche ich mir bei vielen Christinnen und Christen mehr Liebe als Verachtung. Vielen unserer Friedhöfe würde ein solcher Ort für die Bestattung Frühgeborener gut tun, denn was mit guter Hoffnung beginnt, findet oft ein jähes Ende. Die VELKD hat hierzu eine bewegende und hilfreiche Broschüre herausgegeben, die inzwischen in der 7. Auflage abgefragt wird.¹⁷ Ich möchte gern unsere Friedhöfe zu solchen Orten des Gedenkens ermutigen und die vorhandenen Angebote - wie beispielsweise der Hainhölzer Kirchengemeinde mit ihrem Sandsteinengel vor einem Gräberfeld für Frühgeborene - besser bekannt machen und vernetzen.

3. Der „Clash of Cultures“ und die Religionen

Liebe Synodale, die Sache mit der Religion wird in unserer Gesellschaft offenbar neu interessant, doch wir sollten uns bewusst sein, dass dieses neue Interesse nicht immer positiv begründet ist und wir es auch nicht einfach für unsere Religion vereinnahmen können. Wenn ich Ihnen neben Kerstin Lammer noch ein Buch – in guter Tradition zu den Bischofsberichten von Bischof Lohse – empfehlen darf, ist es Tilman Moser: „Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott“.¹⁸ Mich hat seine „Gottesvergiftung“ wie viele andere auch sehr irritiert, vielleicht vor allem, weil ich persönlich Gott nie als bedrohlichen Richtergott erfahren hatte. Wenn Tilman Moser jetzt erklärt, Psychotherapeuten würden in Zukunft in zwei Richtungen wachsam sein, einerseits durchaus auf den „düsteren Gott“ etwa hinter einer Depres-

¹⁷ Gute Hoffnung - jähes Ende. Erste Hilfe für Eltern, die ihr Baby verlieren, und alle, die sie unterstützen wollen. VELKD 1998 (7).

¹⁸ Tilman Moser, Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott. Psychoanalytische Überlegungen zur Religion, Stuttgart 2003.

sion achten, aber doch auch die religiöse Substanz zu entdecken, die einen tragenden Grund im Leben bedeuten kann, ist das eine ermutigende Entwicklung, finde ich.

Moser erklärt, dass jeder Mensch eine Fähigkeit zur „Andacht“ habe, die „eine gewaltige Quelle von Kraft und seelischem Reichtum“ sei. Allerdings sei die Frage, wie dieses Andachtspotential gefüllt wird. Christliche Theologie allerdings geht in lutherischer Perspektive davon aus, dass der Glaube nicht von Menschen gemacht wird, sondern unverfügbares Geschenk Gottes ist. Gleichzeitig scheint mir die Grundüberlegung von Moser hilfreich für eine Unterscheidung zwischen Religionen und innerhalb der Religionen selbst. Immer wieder ist ja die Frage, wie es dazu kommen kann, dass etwa das Christentum diejenigen hervorbringt, die sich um der Seligsprechung der Sanftmütigen willen jeder Form der Gewaltanwendung verweigern, und gleichzeitig solche, die Kriege mit dem Adjektiv „heilig“ bezeichnen. Wie es im Islam Gläubige geben kann, die erklären, ihre Religion verabscheue die Ermordung anderer und wiederum solche, die meinen, besonders gläubig zu sein, wenn sie andere Menschen ermorden.

Moser sieht als ein entscheidendes Kriterium für den Schutz vor dem Missbrauch von Religion die Trennung von Staat und Religion, Demokratie. Er schreibt: „Sowohl dort, wo die katholische Kirche Staatsreligion war, wie im Protestantismus, wo die staatliche Autorität über Jahrhunderte religiöse Legitimierung erhielt, lässt sich unsere heutige weitgehende Trennung von Frömmigkeit, Religiosität und Politik noch nicht erkennen. Diese Trennung scheint immer gewaltige politische Katastrophen und den Einblick in den Missbrauch von Religion zu benötigen, um den Glauben wieder mit der Kraft der Innerlichkeit zu verbinden. Umgekehrt erhellt die Rückbesinnung auf die Verknüpfung von Religiosität und politischer Legitimierung die historischen Katastrophen unseres Jahrhunderts. Dies meine ich, wenn ich von negativer Transzendenz in den Seelen der Überlebenden spreche: Dem Nachhall von Verbrechen, die ohne die Zerfallsprodukte von staatslegitimierender missbrauchter Frömmigkeit nicht zu denken sind.“ (S. 26) Diese Trennung von Staat und Kirche bejahen wir, und über Moser hinausgehend gehen wir davon aus, dass wir als Kirche einen Öffentlichkeitsauftrag zur gesellschaftlichen Mitverantwortung haben.

Mit dieser Einsicht leben die Kirchen in Europa im Zeitalter nach der Aufklärung und nach den katastrophalen Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges samt dem Versagen großer Teile unserer Kirche. Heute in drei Tagen jährt sich zum 60. Mal die Invasion der Alliierten in der Normandie, modern ausgedrückt: D-Day. Und vor fast genau 70 Jahren formulierte die Bekenntnissynode von Barmen im Mai 1934: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben

und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“ Ich denke, diese Worte aus der ersten These fassen knapp die Schutzfunktion unseres Glaubens gegen Verführbarkeit durch politische Optionen und Bewegungen zusammen. Genau in dieser Tradition kann es für uns keine Kriege geben, die als „heilig“ gekennzeichnet werden. Das gilt mit Blick auf unsere eigene Religion wie mit Blick auf andere Religionen. Das heißt nicht, dass christlicher Glaube völlig unpolitisch in einer sozusagen sakralen Ecke verharrt. Nein, er ist vom Evangelium her immer wieder gewiesen in diese Welt, aber er steht ihr auch immer kritisch gegenüber.

Vielleicht macht gerade dieser Reflexions- und Erfahrungsprozess den Dialog mit Muslimen in unsrem Land so schwierig. Erst vorletzte Woche habe ich wieder einmal in Sachen „Kopftuch“ diskutiert. Ich bin Herrn Dahling-Sander sehr dankbar, dass er als Leiter unserer Arbeitsstelle für Islamfragen in diesem Bereich engagiert ist und beispielsweise im Dezember das erste Forum zur Begegnung von Christen und Muslimen in Niedersachsen mit organisiert hat. Wir sind beide inhaltlich in manchen Fragen nicht einer Meinung, aber ich finde gut, dass er etwa wechselseitige Einladungen von Kirchengemeinden und Moscheegemeinden zu Adventsfeiern und zum Fasten-Brechen empfiehlt, damit wir uns besser kennen lernen und Ängste abbauen. Gleichzeitig ist mir wichtig, dass wir zu einem ehrlichen Dialog finden, der auch die kritischen Punkte anspricht. Als ich mich etwa mit dem „Arbeitskreis Islam“ der Landeskirche getroffen habe, musste ich aus innerer Überzeugung sagen, dass es mir nicht möglich ist, so einfach zu erklären, Christen und Muslime glaubten an denselben einen Gott. Einige meinten, damit würde ich dem Dialog die Grundlage entziehen. Mir scheint aber, es hilft nichts, die Differenzen im Menschen- wie im Gottesbild zu nivellieren. Es kann auch nicht angehen, dass wir in diesem Dialog von Gott abstrakt ohne Jesus Christus als Weg und Wahrheit sprechen. Ein offener Dialog muss die Unterschiede zur Sprache bringen. Das gilt auch für die Irritation vieler Menschen in unserem Land mit Blick auf Scharia, Frauenbild, Familienehre. Dabei halte ich es übrigens für ein Problem, dass auf vielen der Podien, die derzeit zur Diskussion anregen, die liberalen Muslime in unserem Land - beispielsweise die übergroße Mehrheit der muslimischen Frauen, die ohne Kopftuch ihren Glauben leben - nicht zu Wort kommen. Da entsteht ganz schnell Schubladendenken.

Daher finde ich auch hochproblematisch, dass in der politischen Debatte zur Zeit unterschiedlichste Motive vermischt werden. Wir brauchen dringend ein Zuwanderungsgesetz, das Rechtssicherheit schafft, etwa für die Menschen, die von Duldung zu Duldung leben müssen und das auch Fenster des Lebens öffnet für Härtefälle, etwa für Familien, die bei uns

integriert sind, deutsch sprechen, Wohnung und Arbeitsplatz haben, aber nach derzeitigem Recht jederzeit abgeschoben werden können. Dies ist kein menschenwürdiger Zustand. Ja, dem Terror muss entschlossen entgegen getreten werden. Aber die Menschenwürde darf der Angst vor dem Terror nicht geopfert werden.

Mich beunruhigt in der derzeitigen Debatte auch, dass die Bilder von Folter in amerikanischen Gefängnissen im Irak das Zerwürfnis zwischen so genannter „westlicher“ und so genannter „islamischer“ Welt vertiefen. Wir können nicht glaubwürdig mit unserer Kultur im Namen der Freiheit, der Menschenwürde und der Gerechtigkeit antreten, wenn eben diese Kultur solch tiefe Demütigungen auf irgendeine Art und Weise tolerieren würde. Insbesondere die Verhüllung des Gesichtes, also der Individualität und zugleich die Entblößung der Scham, stehen in krassem Widerspruch zu allem, wofür unsere christliche Tradition eintritt. Ja, wir wissen, dass Menschen fehlbar sind. Aber jeder Versuch, jetzt in der Folge Folter auch nur ansatzweise rechtfertigen zu wollen, ist für mich ein Verrat an den Idealen westlicher Demokratien und ihrer Verfassung, die ich auch auf das christliche Menschenbild zurückführe. Folter ist grundsätzlich, absolut, ohne jede Einschränkung inakzeptabel! Einen Vergleich mit der Empörung über die Ermordung des jungen US-Soldaten Berg vor laufender Kamera halte ich schon deshalb für völlig unangemessen, weil wir dann die Armee einer westlichen Demokratie mit Terroristen, denen die individuellen Menschenrechte offenbar völlig irrelevant erscheinen, auf eine Stufe stellen würden. Wir haben allen Grund, hier etwas anderes zu erwarten. Eine klare Verurteilung nicht nur der kleinen Leute, sondern in der Tat der Verantwortlichen, eine offene Aufklärung, Zugang zu den US-Gefängnissen, auch in Guantanamo, Akzeptanz des internationalen Strafgerichtshofes für alle Soldatinnen und Soldaten und ein kritischer Blick auf die Gefängnisse im eigenen Land scheinen mir die dringende Folge. Es scheint die grausame Wahrheit zu sein, dass Krieg immer Vergewaltigung und Folter im Schlepptau führt. Insofern gilt es, Krieg zu verhindern, die Polizeifunktion und damit ein internationales Gewaltmonopol der UN auszubauen, aber auch da wachsam und offen hinzuschauen, wo deutsche Soldaten im Land out of area dienen. Das ist kein Misstrauen, sondern eine Frage der Menschenwürde – bei den Beteiligten auf allen Seiten.

Mir liegt daran, dass die derzeitige Debatte, die viel Misstrauen und auch Hass säht, nicht endgültig von einem clash of cultures zu einem clash of religions wird. Nein, Religion darf sich nicht weiter dazu verführen lassen, Konflikte zu verstärken oder politische Auseinandersetzungen zu ihrer Sache zu machen. Wir müssen intensiv darum ringen, dass Religionen zur Konfliktentschärfung beitragen, Versöhnung und Frieden sind unser ureigenstes Anliegen.

4. Kirche mit Zukunft

Liebe Synodale, zu Beginn habe ich erläutert, dass Kirchenleitung für mich, ja für unsere Landeskirche, ein gemeinsames Handeln und kein einsames Entscheiden ist. Das muss auch klar sein für die Herausforderungen, vor denen wir stehen. Ja es sind tief greifende Veränderungen. Mir liegt daran, dass wir mutig darauf zugehen, die anstehenden Fragen beherzt und offensiv angehen. Das aber geht meines Erachtens nicht je einzeln in vielen kleinen Alleingängen, sondern nur in einem gemeinsamen Prozess. Der Präsident der Synode hatte vorgeschlagen, hierzu einen Querschnittsausschuss aller kirchenleitenden Organe zu schaffen. Ich habe einerseits Verständnis dafür, dass viele Synodale stattdessen einen Synodenausschuss favorisieren. Andererseits kann ich nur dringend an Sie appellieren, dass alle kirchenleitenden Organe nicht nur gehört werden, sondern aktiv beteiligt sind. In dieser Situation brauchen wir wahrhaftig einen großen Konsens, der tragfähig ist, weil es zu Entscheidungen kommen muss, die umstritten sein werden. Eine Legitimation für den Kurs in die Zukunft erhalten wir nur, wenn wir übergreifend tragfähige Konzepte formulieren.

Ich bin überzeugt, dass wir uns vor allen Spardebatten fragen sollten, wie denn unsere Kirche in zehn oder fünfzehn Jahren aussehen soll. Stehen wir nur da und haben Angst vor dem Schrumpfen? Oder entwerfen wir Bilder von der hannoverschen Landeskirche im Jahr 2015, die hoffnungsvoll sind? Ich denke, wir sollten letzteres tun! Dabei sehe ich meine Aufgabe als Bischöfin dezidiert nicht darin, Ihnen jetzt die konkreten Sparvorschläge zu machen: lasst uns Werk X abschaffen, Einrichtung Y schließen. Manche erwarten das von mir; das ist mir erst beim Ephorenkonvent im April klar signalisiert worden. Ich weiß, solche Entscheidungen müssen kommen, aber nicht von oben herab und schon gar nicht durch eine Person, das wäre doch geradezu autoritär und kaum tragfähig. Es würde auch in keiner Weise unserem Amts- und Kirchenverständnis entsprechen. Obwohl - für manche wäre es auch angenehm einfach, weil auch nur eine Person verantwortlich wäre, auf die gemeinsam fröhlich geschimpft werden kann... Ja, wir werden Einrichtungen abschaffen und uns von manch Lieb-Gewordenem trennen müssen. Aber dazu müssen wir eine breite Zustimmung finden, weil jeder der betroffenen Bereiche heftig protestieren wird mit den je eigenen Unterstützungsgruppen im Rücken. Das ist ja auch verständlich.

Deshalb will ich heute am Ende des Bischofsberichtes und vor der Novembersynode mit ihren konkret notwendigen Maßnahmen einige Aufgaben aus meiner Perspektive nennen, denn die Rasenmähermethode wird nicht helfen. Schwerpunktsetzungen müssen her, und die bedeuten auch die Beendigung einiger Arbeitsfelder.

Unsere Kirche wird sich in den kommenden Jahren deutlich verändern, sie hat sich immer verändert - *ecclesia reformata semper refomanda!* Aber sie wird Kirche Jesu Christi in diesem Land bleiben. Was sind unsere vordringlichsten Aufgaben? Ich denke dreierlei: den Glauben weitergeben, den Menschen beistehen an Leib und Seele und Orte der christlichen Feier erhalten. Jede Einrichtung unserer Kirche wird sich an diesen drei Fragen messen lassen müssen.

▪ **Den Glauben weitergeben.** Zuallererst müssen wir die Sorgen der Gemeinden vor Ort sehen. Sie haben Angst, noch mehr Pastorenstellen zu verlieren und damit auch zentrale Personen, um die sich vieles schart. Ja, ich weiß, jetzt kommen bei vielen sofort wieder Ängste hoch, ich könnte einer Pastorenkirche das Wort reden und die vielen anderen Dienst- haupt- und ehrenamtlicher Art unterschätzen. Wir müssen aber weg von diesen Schablonen und Sackgassen, in die wir auf diese Weise immer wieder geraten. Ich denke ganz konkret an die Gemeinden, die ich besuche und die sagen: Erhalten Sie uns unseren Pastor, unsere Pastorin! Das heißt doch nicht, dass die Arbeit der Diakoninnen und Diakone, der Küsterinnen und Küster, der Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, die ganze Arbeit im Bereich von Diakonie und auch Verwaltung nicht geschätzt würde. Lassen Sie es mich explizit sagen: Mir ist bewusst, wie wichtig Sie für unsere Kirche sind! Trotzdem will ich als Paradebeispiel den schönen Ort Oederquart an der Elbe nennen, in dem ich vor gut vierzehn Tagen einen Gottesdienst mitgefeiert habe. Der Bürgermeister dort hat das im Grußwort unter Applaus der Gemeinde explizit gesagt: „Frau Bischöfin, treten Sie vor der Synode bloß dafür ein, dass wir unsere Pastorin behalten. Denn eine so tolle Gemeindegemeinschaft, wie sie hier blüht, braucht eine engagierte Pastorin als Dreh- und Angelpunkt.“

Es gab vergangenes Jahr 2003 (gut zu merken, parallel zur Jahreszahl!) Pastorinnen und Pastoren im - nicht immer vollem - Dienst unserer Landeskirche. (Es scheint mir nicht wirklich hilfreich, immer wieder aufzurechnen, wie viel Prozent des Haushaltes exakt das sind.) Die Synode hat zu entscheiden, ob sie hier einen Schwerpunkt setzt. In jedem Fall bin ich überzeugt, dass wir die Pastorinnen und Pastoren in der Zukunft besonders brauchen werden! Sie haben nach unserem Amtsverständnis eben keinen höheren Weihestatus, sondern wir bilden sie nach unserem Amtsverständnis als Glieder unserer Gemeinden besonders aus und ordinieren sie, um explizit für die rechte Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung (CA 7) Sorge zu tragen. Sie sind nicht die besseren Finanzverwalter oder Bauleiter oder auch Jugendarbeiter, sondern diejenigen, die wir an den Fakultäten unterrichten lassen, damit sie an erster Stelle das Wort Gottes verantwortlich weitergeben auf eine Weise, die andere befähigt und ermutigt, eben das zu tun: die Interpretation des biblischen Zeugnisses für die heutige Zeit zu leisten. Und genau diese Arbeit müssen wir auch von ihnen ein-

fordern können, wie in jedem Beruf müssen sie sich auch neuen Anforderungen stellen. Vor allem werden wir von ihnen erwarten dürfen, dass sie auch dazu beitragen, manche gemeindliche Kleinstaaterei zu überwinden, statt sie zu festigen, manches Quartierdenken zu durchlöchern. Was jetzt im städtischen Bereich angedacht wird mit Blick auf Schwerpunktsetzungen, Funktionskirchen und Professionalisierung ist letzten Endes auch für den ländlichen Bereich – wenn auch in anderer Weise – denkbar.

Wie verstehe ich die Bibel? Wie gehe ich mit meinen Zweifeln um? Wie kann ich davon sprechen, dass mein Glaube mich trägt? – diese Fragen haben Pastorinnen und Pastoren aufzugreifen. Sie sollten andere Hauptamtliche und vor allem auch die mehr als 100 000 Ehrenamtlichen ermutigen, ihr theologisches Wissen weitergeben, damit andere eben auch teilhaben können am einen Amt der Verkündigung. Übrigens möchte ich den Gemeindebegriff dabei nicht allein auf die Ortsgemeinde beziehen. Gemeinde kann auch in der Klinik entstehen, im Gefängnis, am Urlaubsort, im Jugendcamp. Übergemeindlich darf nicht gleich gesetzt werden mit: keine Verkündigung. Und: wir werden gerade die (neuen) Medien nutzen müssen, die Botschaft zu verbreiten!

Wenn wir die Gemeinden ermutigen wollen, neue Geldquellen zu erschließen, dürfen wir bei allem Respekt vor der großen Gemeinschaft der Landeskirche und dem Ringen um Gerechtigkeit, nicht allzu eng sein, denke ich. Wir werden nicht alles gleich machen können. Und ich finde es traurig, wenn das respektable Ziel der Gerechtigkeit dazu führt, dass Initiativen vor Ort zur Geldgewinnung aus Frustration darüber, dass nur zehn Prozent in der Gemeinde bleiben, zu den Akten gelegt werden (ich habe zwei Gemeinden versprochen, das doch noch einmal vorzubringen!). Daher kann ich nur begrüßen, dass der Landessynodalausschuss gestern erklärt hat, er werde sich noch einmal mit den Kriterien befassen, die festlegen, ob und wann Kirchengemeinden selbst erwirtschaftetes Geld behalten dürfen. Wir brauchen neue Ideen, Eigeninitiative!

▪ **Den Menschen beistehen an Seele und Leib.** Für mich ist Seelsorge von entscheidender Bedeutung. Am Beispiel der Bestattung habe ich das im ersten Teil des Berichtes exemplarisch dargestellt. Ich könnte auch die Telefonseelsorge nennen, die Chatseelsorge, den Besuchsdienst. Es gibt in unserem so mobilen und technisierten Land unendlich viele erschöpfte und verletzte Seelen, die uns brauchen. Sie müssen einen Christenmenschen finden, der zuhört, der behutsam mit der Seele umgeht. Da ist Zeit ein kostbares Gut. Gerade mit Blick auf Hektik, Tempo, Mobilität gilt es, sich den Menschen zuzuwenden, liebevoll auf sie einzugehen. Glücklich jedenfalls scheinen viele nicht zu sein in unserer Gesellschaft, eher abgestumpft oder ständig auf der Suche nach Sinn...

Und es geht um die Opfer unter dem Rad der Gesellschaft, die wir zu verbinden haben. Wir sollten gerade da unseren Beistand aufrecht erhalten, wo niemand anderes weit und breit zur Stelle ist. Ich denke etwa an die Schuldnerberatung, an die Präsenz etwa in der Abschiebehaft oder an das Obdachlosenprojekt Asphalt. Unsere Finanzkraft wird nicht ausreichen, alle Diakonie zu erhalten, die es jetzt gibt. Wer die Lage ansieht, weiß aber genau, dass der Staat nicht in der Lage sein wird, in die Lücken, die dann entstehen, hineinzuspringen. Vielleicht ist es dann Aufgabe unserer Kirche, die Kreativität der Mitmenschlichkeit zu organisieren, *civil citizenship* wieder salonfähig zu machen. Mir scheint, unsere Gesellschaft ist in diesen Fragen einfach nicht kreativ genug! Was ist mit einem Aufbau von Freiwilligendiensten, wenn in diesem Land nur noch 38% der über 50-Jährigen erwerbstätig sind? Freiwilligendienste (das meint nicht Ehrenamt!) müssen doch nicht auf Jugendliche begrenzt werden, so sehr ich die Entwicklung von Freiwilligendiensten vor allem mit Blick auf das offensichtliche Ende der Wehrpflicht und damit das Ende des Zivildienstes befürworte. Arbeit gibt es wahrhaftig genug in diesem Land, etwa in der Pflege! Das soziale Netz braucht ein Engagement im Sinne von Bürgergesellschaft, Samariterinnen und Samariter des 21. Jahrhunderts sozusagen. Können wir das nicht wenigstens exemplarisch aufbauen? Dazu muss sich vielleicht zuallererst der Arbeitsbegriff insgesamt verändern! Dazu gehört u.a. eine Zertifizierung von ehrenamtlicher Tätigkeit, Anerkennung für die Arbeit in so genannten "haustnahen Bereichen", die die Hartz-Gesetze so stark in den Bereich Minijob drängen, Vernetzung von Ehrenamtlichen, wie wir das mit einem Internetportal derzeit planen. Vor allem aber muss die Forderung, Arbeit statt Arbeitslosigkeit zu finanzieren, endlich greifen! Es muss doch möglich sein, das umzusteuern, und ich denke, dabei könnten wir uns als Kirche intensiv einbringen.

- **Orte der christlichen Feier erhalten.** Mehr als 8000 Gebäude befinden sich im Besitz unserer Landeskirche, davon 1374 Kirchen und 306 Kapellen. Das ist ein wahrer Schatz! Und eine wahre Last! Zur Baupflege mussten wir im Haushalt für dieses Jahr 50.520.000 Euro einstellen. Hier gilt es, klare Linien zu finden. Vor allem wird es um ein zukunftsfähiges Gebäudemanagement gehen, das allerdings oft durch die vielfältigen Eigentumsstrukturen und mancherlei Kirchturmdenken erschwert wird.

Zuallererst denke ich, sollten wir die Priorität auf die Sakralbauten legen. Ich habe Ende letzten Jahres in Amsterdam Kirchen gesehen, die zu Kneipen, Kinos und Kaufhäusern wurden – auch wenn wir keine „heiligen Räume“ kennen, so verletzt das doch mein religiöses Gefühl, den Respekt vor denen, die vor mir hier gebetet und Gottes Wort gehört haben. Dabei gibt es sicher Unterschiede. Mancher Kirchbau der Nachkriegszeit hat die Atmosphäre einer Fabrikhalle, da ließe ich mit mir verhandeln. Bei anderen aber, die seit Jahrhunderten

der „Zeigefinger Gottes“ im Dorf oder der in der Stadt waren, sollten wir uns energisch für den Erhalt einsetzen. Wie wäre es mit einer Diskussion um Priorität? Manches Gemeindehaus wird noch nicht einmal zu 20 Prozent ausgelastet, aber es gibt daneben etliche andere Gebäude. Fast 260 Pfarrstellen werden dauervakant erklärt – was bedeutet das für die Pfarrhäuser dort? Erhalten wir sie in der Hoffnung auf andere Zeiten oder sollten wir nicht verkaufen? Vielleicht sollten wir einige Kirchen so umbauen, dass sie eben auch für Konfirmandenunterricht, Spielkreis, Frauenkreis nutzbar sind. Oder auch ein Büro beherbergen. Dafür gibt es bereits Beispiele, etwa in Berlin, aber auch in dem kleinen Ort Belum an der Elbe. In die Kirche dort wurde eine Decke eingezogen, so dass oben Gemeindesaal, unten Kirche ist. Der Altar wurde versetzt, so dass eine kleine Küche und Toiletten Platz fanden.

Auch der Entwurf zum Umbau unserer Jugendkirche in Hannover weist darauf hin, wie Kaffeebereich und Sakralraum eine Verbindung eingehen können. Weil gestern die finanziellen Aufwendungen kritisiert wurden: das ist für mich eine Art exemplarisches Leuchtturmprojekt. Thies Gundlach hat in *Zeitzeichen* hierzu einen interessanten Beitrag veröffentlicht¹⁹, der in Leserbriefen und Diskussionen Widerspruch erzeugt hat, aber genau solche Überlegungen sind notwendig, denke ich. Ihm geht es um Schwerpunktsetzung in einer Zeit, in der wir vieles loslassen müssen: „Kirchengebäude, Gemeinde- und Pfarrhäuser, vor allem aber Selbstbilder und Identitäten, Ideale und Ansprüche, Zusagen und Erwartungen.“ Gundlach plädiert in dieser Situation dafür, sich auf die Kirchenräume als „Perlen der Frömmigkeit“ zu konzentrieren und sagt: „Lieber einige wenige glaubwürdige Kirchengemeinden mit geistlicher Ausstrahlung und überzeugenden Angeboten, als viele unzureichend ausgestattete und inhaltlich erschöpfte Gemeinden.“ Solche „Inseln überzeugender Kirchlichkeit“ könnten nach seinem Vorschlag in zwei Grundformen existieren. Das eine sind die kleinen Kirchbauten, die vielleicht und hoffentlich einfach und ehrenamtlich erhalten werden, weil die Ortsgemeinde sich dafür engagiert. Daneben aber sollte es „Kathedralen der Region“ geben, die zwar nicht flächendeckend, aber exemplarisch sind.

Gundlach schreibt: „Die Zukunft der Kirche liegt in einer integrierten Lösung, in der die Profile der übergemeindlichen Dienste und Werke mit der Realität Basis naher Gemeindegarbeit verschmolzen werden und so – mit angemessener Ausstattung – eine theologisch profilierte Arbeit entwickeln können.“

Ich denke, wir sollten uns als Landeskirche auf diese Debatte einlassen. Was kann das heißen? Vielleicht, dass wir eine Art Pflegestufenmodell entwickeln? Kirchgebäude der

¹⁹ Thies Gundlach, *Blühende Inseln der Spiritualität*, in: *Zeitzeichen* 3/2004, S. 26ff.

Pflegestufe I, II oder III, also solche, die denkmalschutzgerecht erhalten werden, andere, bei denen wir tun, was wir können und dritte, die wir eben nicht erhalten, die, falls sich keine Initiative vor Ort findet, auch verfallen? Wie steht es mit gestaffelter Geldzuweisung, statt des Versuchs der Gerechtigkeit in komplizierten Systemen? Ja, das wäre wohl richtig, auch wenn es uns in heftige Debatten bringen wird, vor denen viele zurückscheuen Ungleiches ungleich zu behandeln. Es wird darum gehen, schlicht auch Gebäude abzustoßen, die uns belasten, und bei den sakralen Gebäuden Prioritäten zu setzen. Insgesamt stimme ich Gundlach zu: „Wer loslässt, kann auch reicher werden“... In diesem Sinne wünsche ich uns mutige Diskussionen zur Erneuerung unserer Kirche angesichts der aktuellen Herausforderungen.

Herr Wasmuth als LSA-Vorsitzender hat gestern aus einer Predigt von Landesbischof Marahrens 1935, zehn Jahre nach seinem Dienstantritt, zitiert. Der Text, 1. Korinther 2,2, kam mir gleich so bekannt vor! Es ist der Vers, der auf dem Bischofssiegel unserer Landeskirche aufgeführt ist. Das ist doch in all unserem Ringen wohl eine Erleichterung. Es geht allein um Jesus Christus, den Gekreuzigten. Unsere Strukturen, unser Handeln, unsere Entscheidungen - sie sind in diesem Lichte zu sehen. An den Bedingungen hätten die Jüngerinnen und Jünger schon beim ersten Pfingsten verzweifeln müssen. Noch nicht einmal einen Haushaltsplan hatten sie, wie sollte das denn etwas werden! Insofern: mit Blick auf die Geschichte unserer Kirche, auf die Verbreitung des Evangeliums ist unsere Ausgangslage im Juni 2004 im Vergleich zu anderen Zeiten sogar vielversprechend. Oder, wie mir ein amerikanischer Kollege sagte: Let's get busy!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.